

„Dankbar, glücklich, frei“ - Lukas 17,11-19 Der dankbare Samariter - 17.9.2017

Sonntags:proViele Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche Klaus Hägele

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt, unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Liebe Gemeinde,

nach einem Neujahrsgottesdienst erhalten alle Anwesenden an der Kirchentür den freundlichen Wunsch mit auf den Weg: „Ein gesundes neues Jahr!“ Zum Glückwunsch am Geburtstag höre ich mit verlässlicher Regelmäßigkeit den Zusatz: „... vor allem Gesundheit“. Je älter ich werde, desto mehr ärgere ich mich darüber. Manchmal sage ich darauf: „Dieser Wunsch kommt leider bei mir zu spät!“ Darauf bei meinem Gegenüber: Unsicherheit, Betroffenheit, Abwiegeln: „So ist es doch nicht gemeint!“ Warum wird es dann aber gesagt? Gesundheit ist doch nicht das Wichtigste! Ja, ich kenne den Gegeneinwand: „Gesundheit ist nicht alles, aber ohne Gesundheit ist alles nichts.“ Das macht es aber nur noch schlimmer: Denn damit ist auch das, was nicht Gesundheit ist, ohne dieselbe ein Nichts. Was bedeutet das für Langzeiterkrankte, chronisch Kranke, Behinderte, Sterbende? Ist deren Leben tatsächlich „nichts“?

Tatsächlich sieht es in der Geschichte von den zehn Aussätzigen fast so aus. „Aussatz“ – bei Lukas steht griechisch „Lepra“ – meint in der Antike mehrere infektiöse, teilweise heilbare Hautkrankheiten mit verschiedenen Ursachen, Symptomen und Graden an Bedrohlichkeit. Doch auf diese Erkrankungen wurde auch im biblischen Israel ganz besonders sensibel reagiert. Sie führten zum Ausschluss aus der Gemeinschaft. Im 3. Buch Mose ist geregelt, dass Aussätzige zerrissene Kleider tragen, ihre Haare ungeschnitten und frei hängend tragen müssen; Männer müssen den Bart verhüllen. Aussätzige müssen außerhalb der Siedlungen leben, und andere, die in ihre Nähe kommen, mit dem Ruf „Unrein, unrein!“ warnen. Dieses Schicksal teilen die Zehn, von denen im Evangelium die Rede ist. Sie leben im Abseits, in der Isolation. Die Geschichte erzählt ihre Begegnung mit Jesus, ihre Heilung, und wie am Ende für einen unter ihnen daraus echte Begegnung, Nähe und Dankbarkeit entsteht.

Die zehn Aussätzigen verhalten sich Jesus gegenüber so, wie es ihnen vorgeschrieben ist und rufen von weitem. Doch es ist kein Warnruf, sondern die Bitte: „Jesus, Meister, hab Erbarmen mit uns!“. Sie rufen nach Überwindung der Distanz, sie bitten um heilsame Nähe, die Grenzen überschreitet. Doch Jesus reagiert zunächst in der vorgesehenen Weise: Er bleibt stehen, bleibt in der Distanz. Und dann etwas Unerwartetes: Er ruft ihnen über die Entfernung hinweg zu: „Geht hin und zeigt euch den Priestern!“ Er schickt sie zum Tempel nach Jerusalem, damit die Priester dort über ihre Reinheit urteilen. Wenn vom Aussatz befallene Menschen meinten, wieder gesund geworden zu sein, mussten sie sich das von einem Priester bescheinigen lassen. Wenn der Priester befand, dass der Aussatz abgeheilt war, musste ein Opfer- und Reinigungsritual stattfinden, um wieder in die volle Gemeinschaft des Gottesvolkes aufgenommen zu werden.

„Geht hin und zeigt euch den Priestern!“ Das ist alles, was Jesus zu sagen hat. Keine Diagnose, keine Fragen nach den Ursachen ihrer Krankheit. Auch legt Jesus ihnen weder die Hände auf, noch spricht er ihnen ein Wort der Heilung oder Befreiung zu. Die Distanz bleibt. Was Jesus ihnen sagt, ist ein Appell an die eigenen Kräfte. Und eigentlich auch eine Zumutung. Einige werden vielleicht schon des Öfteren bei einem Priester vorstellig geworden sein, vom Ausbruch der Krankheit an, so lange, bis klar war, wie ihr Zustand zu beurteilen war. Und nun das alles noch einmal. Aber wer weiß, es gibt ja immer einen Funken Hoffnung, dass der Aussatz doch abgeheilt ist. Also machen sie sich auf den Weg.

Gesundwerden ist keine Sache des Augenblicks, sondern ein langer Prozess. Und es braucht Kraft, den ersten Schritt auf diesem Weg zu machen. Aus eigenem Entschluss müssen sie die Stätte ihrer Isolation, ihrer Hoffnungslosigkeit verlassen. Und so gehen sie – gemeinsam. Und je weiter sie gehen, desto mehr verspüren sie an sich eine große Veränderung: Die unsichtbaren Fesseln lockern sich. Sie haben auf einmal wieder Erwartungen, Erwartungen an das Leben, die Rückkehr zur Familie, in den Beruf, in die Normalität des Alltags. Schließlich stehen sie vor dem Priester. Sie erhalten alle den so ersehnten und dennoch vielleicht schon nicht mehr für möglich gehaltenen Befund: Gesund und – rein! Sie vollziehen die vorgeschriebenen Rituale. Das Ende des Weges aus der Krankheit heraus ist erreicht. Ihr neues Leben kann beginnen.

Doch das ist erst die halbe Geschichte, die Lukas uns erzählt. Jetzt zeigt sich, dass es nicht einfach um Krankheit und Gesundheit geht. Die Krankheit, der Aussatz wird aus dem Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt. Sie ist gar nicht das Wichtige. Was aber dann?

Einer der geheilten Aussätzigen kehrt zu Jesus zurück. Der namenlose gesundete Rückkehrer gibt der Geschichte einen neuen Dreh. Er zeigt, dass es entscheidend ist, was Kranksein und Gesundsein für uns bedeuten, welchen Platz sie in unserem Leben haben. Da gilt es, ehrlich in sich hineinzuhören. Kann ich für meine Gesundheit Dankbarkeit empfinden? Oder betrachte ich sie insgeheim als etwas Normales und Selbstverständliches, auf das ich womöglich sogar ein Anrecht habe? Warum geschieht es so oft, dass

Menschen mit bestimmten Krankheitsbildern auf Abstand gehalten und ausgegrenzt werden? Weil ihr körperlicher oder geistiger Zustand uns zu sehr an unsere eigene Verletzlichkeit, Begrenztheit, Hinfälligkeit erinnert. Weil sie uns deutlich vor Augen stellen, dass Gesundheit und allseitiges Wohlbefinden eben nicht der garantierte Standard sind, auf dem wir aufbauen können, keine Selbstverständlichkeit, kein Normalzustand.

Sicher ist es für uns alle erstrebenswert, gesund zu sein oder es zu werden, und die Verfassung der Weltgesundheitsorganisation sagt sogar: „Der Besitz des bestmöglichen Gesundheitszustandes bildet eines der Grundrechte jedes menschlichen Wesens“. Aber das ist ein politisches Ziel, und bei aller menschlichen Vorsorge und Fürsorge ist Beschwerdefreiheit und Wohlbefinden kein Recht, das wir gegenüber irgend jemanden einklagen könnten, auch nicht Gott oder „dem Leben“ gegenüber. Wir Menschen sind vergängliche Wesen – Die Bibel nennt das „Fleisch“. Und im Buch Jesaja heißt es: „Alles Fleisch ist Gras ... Das Gras verdorrt, und die Blume verwelkt“.

Doch um so mehr dürfen wir hoffen und leben auf unsere von Gott verheißene Zukunft hin. Das meint Jesus, wenn er verkündigt, das Reich Gottes sei nahe herbeigekommen, und wenn er Menschen heilt, denen eine verheißungsvolle Zukunft nicht mehr offen stand. Er sagt damit: In Gottes Augen steht dir, Mensch, immer die Zukunft offen, du bist ein nach vorne geöffnetes Wesen. Du bist im Werden begriffen, selbst durch das Vergehen hindurch. Gemeinschaft und ein Leben in Beziehung wird möglich in der Begegnung mit Jesus, in dem das Reich Gottes nahe ist.

Der eine geheilte Samaritaner kehrt um zu Jesus, um Gott zu preisen und zu Jesu Füßen ihm zu danken. So zeigt er seine neue Offenheit und eine Freiheit in lebendiger Beziehung. Er weiß sich verbunden und beschenkt, und er drückt seine Dankbarkeit aus. Indem er umkehrt und dankt, ist er ein freier Mensch. Jesus nennt das Glauben: „Steh auf, geh hin; dein Glaube hat dir geholfen.“ Danken ist Ausdruck von glaubendem Vertrauen. Erst das ist die ganze Hilfe des Geheilten. Er weiß, dass er ein Beschenkter ist.

Undankbarkeit dagegen und alles als selbstverständlich nehmen macht krank. Wer nicht danken kann, dreht sich um sich selbst. Darum will diese Geschichte helfen, auf das zu achten, was unser Leben positiv prägt. Es sind vielleicht nicht spektakuläre Erfahrungen von überraschender Heilung. Doch so vieles, was wir an Kleinem und Großem in unserem Leben erfahren haben, ist nicht unser Verdienst und kann uns dankbar werden lassen. Und auch bei dem, was wir selber geschafft und zu Stande gebracht haben, lag das Gelingen nicht in unserer Hand. Da waren und sind andere Menschen, und da war und ist Gott im Spiel. Dietrich Bonhoeffer schreibt:

„Undank erstickt den Glauben, verstopft den Zugang zu Gott. Nur zu dem einen dankbaren Samariter sagt Jesus: Dein Glaube hat dir geholfen. Den Undankbaren ist trotz Genesung in Wahrheit nicht geholfen. ... Wo Gott als Gott erkannt wird, dort will er als erstes den Dank seiner Geschöpfe. Undankbarkeit beginnt mit dem Vergessen, aus dem Vergessen folgt Gleichgültigkeit, aus der Gleichgültigkeit Unzufriedenheit, aus der Unzufriedenheit Verzweiflung, aus der Verzweiflung der Fluch. Den Dankbaren zeigt Gott den Weg zu seinem Heil. Lass dich fragen, ob dein Herz durch Undank so mürrisch, so träge, so müde, so verzagt geworden ist.“

Dietrich Bonhoeffer schreibt das nicht in Zeiten von Gesundheit und umfassendem Wohlbefinden, sondern als Gefangener der Gestapo mit eher düsterer Lebensperspektive.

Hauptsache gesund? Um Gottes willen: Nein. Hauptsache zum Leben befreit. Aus Isolation ins Offene herausgerufen. Hauptsache, sich als beschenkt erfahren. Hauptsache, das Glück der Dankbarkeit leben. Denn „nicht die Glücklichen sind dankbar. Es sind die dankbaren Menschen, die glücklich sind.“ (Francis Bacon). So wie im Gedicht von Lothar Zenetti:

*Ich traf einen jungen Mann,
kerngesund, modisch gekleidet, Sportwagen,
und fragte beiläufig, wie er sich fühle:
Was 'ne Frage, sagte er, Beschissen!
Ich fragte, ein wenig verlegen,
eine schwerbehinderte ältere Frau
in ihrem Rollstuhl, wie es ihr gehe:
Gut, sagte sie, es geht mir gut.
Da sieht man wieder,
dachte ich bei mir,
immer hat man mit den falschen Leuten Mitleid.*

„Nicht die Glücklichen sind dankbar. Es sind die dankbaren Menschen, die glücklich sind.“

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn. Amen.